

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Schieber, Anna: Das Gewissen

urn:nbn:de:bsz:31-62031

stein, ohne Mitwirkung von Lebewesen ist sie durch Einwirkung heißer Quellen, die Magnesia enthalten, aus quarzhaltigen Mineralien entstanden", nahm der Lehrer dem Hinkenden die Antwort ab. Dieser aber fuhr fort: "Und dann wollen wir uns an die Leistungen der Pflanzen erinnern, die Stein- und Braunkohlen hervorgebracht haben, diese unsagbar wertvollen Schätze, von denen unser Leben in so weitem Maße abhängig geworden ist. Wo aber nicht die ganzen Schichten aus Tier- und Pflanzenresten bestehen, da sind als Zeugen des Lebens in den Schichtgesteinen wenigstens mehr oder weniger häufige Versteinerungen zu finden." —

"Nach ihnen habe ich eigentlich auch fragen wollen", meinte nun der Maurerpolier.

— "Dabei sind es nicht nur die harten Teile der Tierkörper, die Knochen und Schalen, die uns erhalten geblieben sind, häufig sind auch Abdrücke von

Weichteilen feinsten Art und Kriechspuren erhalten, wenn nur der Sand oder der Ton schlamm weich genug war und auch wieder schnell genug sich verfestigte."

"Versteinerungen habe ich schon ab und zu im einen oder anderen Acker gefunden", berichtete der Bachhuber, "die Pflugschar bringt manche seltsam geformte Schnecke oder Muschel mit herauf."

"Jetzt sind wir wieder ganz außen auf der Erde angelangt", sagte ganz befriedigt der Barbier, der lange geschwiegen hatte.

"Gewiß, so ist's, wir haben in Gedanken unseren Erdball aufgebaut von innen her bis zu der äußersten Schicht, deren Bearbeitung der Menschen Aufgabe und Schicksal ist. Denn, wer nicht sät, erntet nicht."

Damit schloß der Hinkende seine Rede und überließ seine Gefährten weiterhin ihren alltäglichen Gesprächen und Gedanken.

Das Gewissen.

Von Anna Schieber.

In den ersten Jahrzehnten nach dem siebenziger Krieg betrieb in einem größeren Marktstücken eine Witwe den hinterlassenen Besitz ihres Mannes, eine Kundenmühle. Sie war nicht in schlechten Verhältnissen, aber auch nicht in solchen, die es ihr ermöglicht hätten, dem geschäftlichen Aufschwung jener Zeit folgend, ihr Anwesen so zu vergrößern und auf die neue Art einzurichten, daß es sich rentierte, wie die Kunstmühlen, die damals aufkamen.

Die Bauern brachten ihr Korn; es wurde gemahlen, das geschah mit einer mäßigen Wasserkraft, manchmal konnte nicht gemahlen werden, wenn es lange nicht geregnet hatte und der schmale Fluß so seicht war. Sie holten das Mehl wieder ab, wenn es fertig war; die Kleie brauchten sie zum Schweinesutter oder für die Gänsemast; es gab ein bescheidenes Einkommen, das immer genügt hatte, das aber nach den jetzigen Verhältnissen zu klein war.

Die Kunstmühlen richteten Dampfkraft ein, kauften große Mengen Getreide durch besondere Aufkäufer in Kornreichen Gegenden ein, arbeiteten mit großem Umsatz und besuchten durch eigne Reisende die Bäcker in den Städten. Sie kamen zu Wohlstand und waren wie die Fabrikanten angesehen, deren Gründungen wie Pilze aus dem Boden wuchsen. Sie waren zum großen Teil strebsame Handwerker gewesen, die, dem Zuge der Zeit folgend, sich mit eignem oder geliehenem Kapital vergrößert hatten und nun schnell voran kamen. Die Müllerin sah verschiedene ihrer alten Bekannten reich und vornehm werden; sah sie in schönen Häusern mit kunstvoll angelegten Gärten wohnen und in modischen Kleidern mit leichten

Pferden in Kutschen fahren, während sie selber nur hie und da mit ihren schweren Müllergäulen im offenen Wägelchen über Land fuhr. Es ging damals vielen so: es war die Frage, ob man den Aufschwung mitmache oder, wenn das nicht der Fall war, unter die Räder kam. Die kleinen Betriebe lohnten sich nicht mehr.

Bald kam die Eisenbahn in die Gegend. Das Pferdehalten war auch nicht mehr lohnend, es kam zu teuer; man mußte rechnen können, um auszukommen. Die Müllerin war eine strebsame Frau, sie war energischer und rascher, als der Mann gewesen war. Als er starb, konnte man sie noch eine Frau in den besten Jahren heißen. Ihr ältester Sohn war noch ein Schüler, als er den Vater verlor; nach ihm kamen noch zwei Kinder, eine Schwester und ein kleiner Bruder. Die Mutter hing am meisten an ihrem Ältesten, den hätte sie gern auch groß und vornehm gesehen. Sie besann sich viel hin und her, wie es anzugreifen sei, daß das Geschäft den neuen Aufschwung mitmachen könne. Aber es fehlte das Kapital dazu. Ihr eigenes Vermögen war zu klein, auch hatte der Vormund das Vatergut der Kinder in den Händen, und der war ängstlich und hielt es unter Verschuß.

Die Mutter redete oft mit dem künftigen Müller über die Sache. Der sagte: "Warte nur, bis ich volljährig bin; ich will die Geschichte dann schon in Schwung bringen." Es war wie ein Spielzeug für seine Gedanken; er malte sich aus, wie das neue Haus aussehen müsse und welche Art von Einrichtung die neue Mühle, die er bauen werde, habe. Er lernte die technischen Ausdrücke kennen und wollte nur noch Stiefel

mit hohen Rohren tragen, denn solche hatte er bei dem Sohne eines Kunstmüllers in der nächsten Stadt gesehen, der darin wichtig und breitpurig einherging. Für die Mutter war es aber kein Spiel: die Mühle war ausbesserungsbedürftig. Das große Rad mußte gründlich erneuert werden; der Mühlkanal war zu breit und zu wenig tief, den hatte schon der Mann umbauen lassen wollen. Der Schornstein des Wohnhauses sollte von der Baupolizei aus einen neuen Aufsatz bekommen, er war feuergefährlich.

Das alles kostete viel Geld, und es kam nichts dabei heraus.

Die Frau ging oft in schweren Gedanken, denn es nützte nichts, die Ausbesserungen machen zu lassen, wenn nachher dann doch die alte Geschichte war: die Mühle lohnte nicht mehr.

Sie hielt sich wohl für fähig, ein Geschäft zu leiten, das nach den neuen Anschauungen geführt wurde. Sie konnte einen Kaufmann anstellen, aber die Augen dachte sie dennoch über allem zu haben; es mußte ja nur so lange gehen, bis der Sohn imstande war, das Geschäft zu führen. Er mußte alles lernen, was dazu gehörte; Bildung war nötig, um voran zu kommen. Wenn es aber gar zu lange dauerte, so war die Konkurrenz gar zu groß, die Zeit war jetzt reif.

Manche Nacht lag die Frau schlaflos und dachte sich aus, wie es zu machen sei. Einmal stand sie mitten in der Nacht auf, um einige Papiere nachzusehen, die in einer Mappe ihres Mannes lagen. Dabei kam ihr die Feuerversicherungs-urkunde in die Hand. Sie war verhältnismäßig hoch; es hatte damals Streit zwischen den Eheleuten gegeben, als der Mann darauf bestanden war, sie zu erhöhen.

„Eine Mühle ist eine leicht brennbare Sache“, hatte er gesagt, „man will ja keinen Brand fürchten, aber wenn das Schicksal es wollen sollte, so ist man dann doch nicht gleich in der Not, wenn man eine ordentliche Beihilfe zum Wiederaufbau hat.“ Die Frau hatte damals das schöne Geld gedauert, das man jedes Jahr für die Versicherung bezahlte, aber sie hatte sich dann gefügt. „Ich will ja nicht schuldig sein, wenn etwas passiert“, hatte sie gesagt.

Nun hatte sie in der Nacht das Papier in der Hand und sah es wieder und wieder an. Die Versicherungssumme stieg vor ihr auf, sie sah das Geld auf dem Tische liegen; sie sah es, wie man damals auszahlte, in großen Silber- und auch Goldstücken. Damit konnte man bauen mit den neuen Einrichtungen; das Vermögen, wenn es auch nicht groß war, half noch dazu.

Sie erschrak plötzlich über ihre Gedanken. „Du großer Gott, ich bin ja doch keine Brandstifterin“, dachte sie. „Ich werde doch mit Ehren in die Grube fahren.“ Eins der Kinder hatte die Mutter aufstehen gehört und kam schlaftrunken heraus, sich die Augen wischend. Sie trug es

wieder in sein Bettchen und kam dann noch einmal in die Stube, verschloß das Pult und legte sich schlafen. Aber es war ein Funken in ihre Seele gefallen. Immer wieder kehrte der Gedanke an die Versicherungssumme zu ihr zurück.

Sie wollte sich befreien. Sie sah das Formular bei Tage wieder an. „Was man doch in schlaflosen



Eins der Kinder hatte die Mutter aufstehen gehört und kam schlaftrunken heraus.

Nächten für Gedanken haben kann“, dachte sie. „Es sitzt gewiß mancher im Zuchthaus, der es gar nicht begreifen kann, wie es geschehen konnte, daß er eine schlimme Tat tun mußte.“ Sie verschloß das Papier wieder, sie wollte es nun nicht mehr ansehen.

Es kam ein heißer und gewitteriger Sommer, in dem in der Umgegend mehrere Feuersbrünste durch Einschlagen des Blitzes vorkamen. Die Müllerin spürte einen heimlichen Reiz auf die Abgebrannten, die doch nicht genug wehflaggen konnten. Sie kam sich fast als benachteiligt vor, denn sie meinte, sie hätte es nötiger gehabt als die anderen, die keinen Neubau brauchten.

Es ging eine Zeit dahin. Die Gewitter hatten aufgehört, und die Herbststürme segten das welke Laub von den Bäumen das Tal hinunter. Die Müllerin ging eines Abends aus dem Hause; sie besuchte hie und da die Versammlung einer religiösen Sekte, die sich seit einiger Zeit in dem Marktsteden aufgetan hatte. Seit sie von der inneren Unrast umgetrieben war, hatte sie das Bedürfnis, ihr Gemüt in der Gemeinschaft mit anderen zu beruhigen. Sie war allein daheim. Die beiden jüngeren Kinder waren in den Herbstferien bei Verwandten in der Stadt, wo

der Aelteste zur Schule ging. Sie schloß das Haus hinter sich zu und legte den Schlüssel auf den Sims des Stallenters, wo ihn der Knecht beim Heimkommen finden sollte. Er mußte wohl bald kommen, sie hatte ihm das Nachsteffen auf den Küchenherd gestellt, weil die Magd zu einer Hochzeit ins Nachbardorf gegangen war. Das war eine Seltenheit, daß das Haus ganz leer stand, immerhin konnte es vorkommen. Es war ja nicht auf lange.

Die Müllerin ging um das Haus herum, ihr Weg führte über den schmalen Steg, der den Mühlkanal überquerte. Als sie mitten auf dem Steg war, wandte sie sich noch einmal um, denn es war ihr gewesen, als ob ein Fenster schlage, auch roch es nach Rauch.

Der Rauch kam aus dem Garten; es hatte am Tage ein Tagelöhner darin gearbeitet. Er hatte Kartoffeln ausgenommen und mit dem Kraut ein Feuer angezündet. Das Feuer schien ihm wohl ausgebrannt zu sein; er deckte es mit Asche zu. Nachher legte er noch Stengel von abgenommenen Sonnenblumen und anderen Ständen darauf, die er vielleicht am anderen Tage auch verbrennen wollte; es war da noch vieles zu tun. Nun hatte der Wind die Asche weggeweht und die Funken, die noch unter der Asche lagen, neu angefacht. Er wurde immer heftiger, er trieb starke Rauchwolken auf. Sie zogen gegen das Haus hin und es waren Funken darin, die sich ständig vermehrten. Das Fenster schlug auch wieder, es war keine Täuschung gewesen; es war das Fenster zu dem Raum, in dem die vollen Mehlsäcke aufgespeichert lagen.

Die Frau tat unwillkürlich einige Schritte gegen das Haus zu. Denn die Funken konnten leicht in den Raum mit den Mehlsäcken fliegen, sie mußte das Fenster zumachen. Dann blieb sie wieder stehen; sie kämpfte mit sich. Sie wurde hin und her gezogen, aber nach einer kleinen Weile kehrte sie sich um und ging ihres Weges weiter. Unterwegs war sie in einem sonderbaren Zustand. Sie dachte: „Nun kann das Haus verbrennen, es kann sehr wohl sein, daß es verbrennt. Ich bin dann schuldig, aber getan habe ich doch nichts dazu. Die Kinder sind nicht daheim, auch sonst niemand. Die Gänse sind mit dem Knecht unterwegs, die Magd ist auch nicht da. Es ist, als ob es so sein sollte.“

Sie verwirrte sich. Sie dachte: „Vielleicht ist es Gottes Wille, daß es geschehe. Ich hätte nur den andern Weg gehen sollen, der durchs Dorf und nicht über den Steg führt, dann wäre alles ohne mich gegangen. Ich will es nun gehen lassen, wie es geht. Vielleicht verweht der Wind die Funken und den Rauch, ohne daß etwas geschieht, dann soll es auch recht sein.“

Sie kam in der Versammlung an, die Leute ehrten es, daß sie bei all dem Wetter gekommen

sei; man sehe, daß ihr etwas an Gottes Wort liege. Die Müllerin sah und hörte nichts von allem, was vor sich ging. Sie horchte nur, ob nicht Feuerlärm ertöne oder das Geläute der Sturmglocke.

Die Versammlung dauerte lange, es waren zwei auswärtige Redner da. Es wurde gebetet und gesungen. In den Schlusschoral hinein klang auf einmal das Horn des Feuerwehrrufers, der die Männer zu Hilfe rief. Es übergellte das Lied und auch den Sturm, der draußen an den Läden und Fenstern rüttelte. Dann setzten die Glocken ein. Die Töne verwehten, es war schauerlich zu hören, wie alles auf den Flügeln des Windes getragen wurde: das Rufen des Hornes, das Läuten, das Schreien der Leute auf den Gassen: Feurio! — Die Versammelten brachen ihren Gesang ab; einige ließen sich nicht stören. Es kam ihnen unrecht vor, den Vers nicht zu Ende zu singen; das klang dünn und falsch. Die Müllerin hielt auch bis zum Ende durch. Nachher sagten die Leute, sie habe ausgesehen, wie in eine andere Welt versetzt.

Als sie aus dem Versammlungshaus trat, riefen ihr die Menschen auf der Straße zu: „Euer Haus brennt! Die Mühle steht in Flammen!“ Sie schien zu wanken, ging dann aber aufrechten Schrittes heim. Sie erwiderte kein Wort auf jede Anrede. Das war verständlich, andere hätten geschrien und geweint, aber man sah, daß sie ein festes und aufrechtes Weib sei. „Ein gottesfürchtiges“, sagte der Oberste der Sekte, als er es hörte.

Es geschah nun alles, was man in solchen Fällen tun kann. Die Feuerwehren der benachbarten Orte kamen der eigenen zu Hilfe. Wer helfen konnte, tat es. Männer und Weiber taten ihr mögliches mit Wassererschleppen und an der Spritze. Aber es war zu spät. Der Wind ließ nicht ab, und das Feuer flammte lichterloh gen Himmel. Der Knecht kam mit dem Wagen und den Gänsen an, er führte sie in einen fremden Stall und jammerte immer, daß ihm sein Sparassenbuch und seine Kleider verbrennen, er sei nicht versichert. Die Müllerin sagte hart: „Nimm dich zusammen. Was dir verbrennt, das ist mir verbrannt. Es geht jetzt um mehr.“ Das respektierten die Leute. Die Müllerin war doch um und um zu achten.

Der Tagelöhner, der das Kartoffelfeuer angemacht hatte, war auch da. Er versicherte aufs Beste, er habe das Feuer ganz ausbrennen lassen und noch mit Asche zugedeckt, er sei nicht schuldig. Daher sah man, wie es etwa zugegangen sein mochte. Gegen einen solchen Sturm, der noch das leise Fünkeln anfachte, war der Mensch machtlos. Es war aber ein bestimmtes Zeugnis, daß es sich um keine vorsätzliche Brandstiftung handeln konnte, wie man sonst vielleicht gemutmaßt hätte.

Die Mühle brannte bis auf den Grund nieder. Sie wurde mit der Versicherungssumme neu aufgebaut mit neuen Einrichtungen. Die Müllerin nahm noch Geld auf, das sie auf die neuen Gebäude und Maschinen leicht geliehen bekam. Sie nahm einen Geschäftsführer an, der bis zur Selbständigkeit des jungen Müllers die Sache leiten sollte. Die Frau war aber selber in allem mit drin, sie schenkte sich keine Mühe und war in aller Munde als eine wackere und groß angelegte Frau; sie hatte ja auch tüchtige Kinder, die etwas rechtes wurden.

Man konnte aber auch wohl sehen, daß die Heimjuchung, wie es die Leute hießen, einen tiefen Eindruck auf sie gemacht habe; sie wurde noch viel mehr als zuvor ein eifriges Glied der Gemeinde. Sie stiftete ein Taufbecken, als die Kirche des Ortes renoviert wurde; aber sie gab auch Beiträge für die Sekte, die sich ein kleines Kapellchen baute. Sie sagte, man dürfe nicht so eng sein; eine Kirche sei so gut wie die andere, man müsse nur den Glauben haben. Da hatte sie nun Freunde auf beiden Seiten und freilich auch Gegner, denn sowohl die einen als die andern fanden es wäre besser, sich ganz für eine Seite zu entscheiden. Aber Gegner zu haben, das war auch eine achtbare Sache.

So wurde die Müllerin unter guten Verhältnissen älter. Die Tochter verheiratete sich jung in die nächste Stadt; der ältere Sohn übernahm die Mühle, die einen steigenden Gewinn abwarf. Er hatte eine gute Frau, munter, gesund und von guter Bildung, mit der er friedlich lebte, es war alles im Lot. Die Mutter wohnte im oberen Stock der Mühle, und die Kinder kamen viel zu ihr herauf. Der jüngste Sohn studierte die Rechtsgelehrsamkeit und brachte der Mutter eines Tages eine feine Braut ins Haus, als er das Amt schon erreicht hatte, sodaß nun eigentlich nichts mehr fehlte an allem, was sie sich und ihren Kindern schuldig zu sein glaubte. Aber als sie die Rechnung solcher Gestalt in Richtigkeit zu haben meinte, kam ihr eine von anderer Seite zu, die sie seither im Verschluß gehalten hatte wie damals die Feuerversicherungsurkunde. Sie wußte wohl davon, aber sie wollte sie lieber nicht sehen, denn sonst gab es unruhige Nächte und Tage.

Es wohnte an dem halbsteilen Hang hinter der Mühle drüben über dem Kanal ein alter früherer Tagelöhner, der seine guten Jahre in Lohn und Dienst des Müllers verbracht hatte und schon lange an einem gichtischen Leiden krank lag. Er war schon damals, als der Brand ausbrach, krank gewesen, da hatte er noch hie und da aufstehen und am Fenster sitzen können. Das war aber jetzt schon lange vorbei. Nun hieß es, daß es bei ihm zu Ende gehe. Die Müllerin hatte ihm oft Stärkungsmittel geschickt, wie sie das bei vielen Kranken tat. Besucht

hatte sie ihn schon lange nicht mehr. Nun ließ der Kranke ihr sagen, sie möchte doch kommen, er werde bald sterben, und er möchte sie noch einmal sehen.

Sie ging zu ihm. Er lag in seiner Kammer, er hatte eine Baise bei sich, die ihn pflegte. Er schickte die Baise hinaus, er habe mit der Müllerin etwas zu reden. Dann sagte er:

„Ich habe heute das heilige Abendmahl genommen. Vielleicht haben Sie den Pfarrer ins Haus gehen sehen. Da wollte ich Ihnen sagen: Ich habe ja natürlich gebeichtet, man hat allerlei auf dem Herzen, wenn es so ans Letzte geht. Und da habe ich mich auch besonnen, ob ich es sagen muß, daß ich damals, als Ihre Mühle abbrannte, gesehen habe, wie die Funken zum offenen Fenster hineinflogen und wie das Feuer entstanden ist. Es war niemand um den Weg, aber ich hätte vielleicht doch mit aller Kraft jemanden errufen können, wenn es in mir hätte sein müssen. Aber ich habe dann zugesehen, wie die Frau“ — so nannte das Gefinde die Müllerin immer — „über den Steg gegangen ist und alles gesehen hat, und ich habe dann gedacht, daß es für mich eine Sache zum Beschweigen sei und habe nichts verlauten lassen. Jetzt vor dem Abendmahl ist es mir wieder gekommen; so vor dem Tode, da kommt alles wieder und ich habe es mit mir ausgemacht, daß es keinen Wert für mich habe und auch für niemanden sonst, wenn ich jetzt noch rede. Ich habe gedacht: die Frau muß ja auch einmal sterben, laß sie ihre Sache selber ausmachen, du kannst es ihr ja doch nicht abnehmen. Das wollte ich sagen, damit die Frau weiß, ich habe dem Pfarrer nichts gesagt von der Sache. Denn die Frau wird ja gesehen haben, daß ich damals am Fenster gewesen bin und zugesehen habe.“

Der Kranke legte sich zurück, den er war am Ende mit seiner Kraft; er schloß die Augen und atmete hart. Die Müllerin saß noch eine Weile auf dem Stuhl am Bett und rührte sich nicht. Als die Baise nach einiger Zeit wieder eintrat, weil ihr die lange Stille in der Kammer auffallend war, erschraf sie, so verfallen sah die starke und gesunde Frau aus. Sie fragte, ob sie der Müllerin wohl einen Schluck Branntwein anbieten dürfe; er sei selbstgebraunt und tue dem Herzen gut. Sie sei wohl vor dem Tod erschrocken, denn der stehe dem Kranken ja in den Augen.

Die Müllerin nippte an dem Glase, das die Baise herzubrachte. Dann ging sie aus der Stube und aus dem Hause.

Sie ging nicht in die Mühle zurück, sondern stieg auf die Anhöhe hinter dem Mühlkanal, von der aus man einen weiten Rundblick über das Tal hin hatte. Dort oben war eine Bank, auf die sie sich setzte. Sie überdachte, was der Kranke gesagt hatte. Am meisten war ihr ans

Herz gegangen, daß er darum geschwiegen hatte, weil „sie ja doch selber sterben müsse und ihr niemand das abnehmen könne“. Das war richtig, es war etwas unentzerrbares.

Sie hatte immer für eine fromme Frau gegolten, vielleicht hatte sie sich auch selber dafür gehalten. Ihre Pflichten gegen die Kirche hatte sie auch stets erfüllt. Aber es fiel nun plötzlich über sie hinein: an Gott hatte sie nie im letzten Ernst gedacht. Das wachte nun auf. Wenn der Tod kam, so mußte sie vor ihn hintreten, es gab da nichts zu verwischen und abzuschließen. Es war aber jetzt die Frage, was zu geschehen habe. Der Tagelöhner starb wohl heute oder morgen. Sie wußte seit einer Stunde, daß da ein Mitwisser sei. Der ging aber jetzt aus der Welt fort, und dann war wieder alles wie zuvor. Aber es war auch alles ganz anders. Denn der Tod kam unweigerlich auch an sie heran, und sie mußte ihn bestehen. Vielmehr sie mußte sich mit dem auseinandersetzen, was dann kam. Oder eigentlich: sie mußte sich schon heute mit dem auseinandersetzen, was war. Sie wußte jetzt: sie hatte es immer weggeschoben, aber das ging nun nicht mehr an. Es war wach und ließ sich nicht mehr geschweigen.

Sie durfte nicht heimgen, ehe sie wußte, was zu geschehen hatte. Aber als sie lange auf der Bank gesessen war, stand sie dennoch wieder auf, ohne einen anderen Entschluß als den, die ganze Sache weiter mit sich herumzutragen. Denn sie konnte doch nicht ihre Kinder mit dem belasten, was sie getan hatte. Es hatte auch keinen Wert, wenn sie zu einem Richter ging und ihm sagte, daß sie den Brand hätte verhüten können, es jedoch nicht getan hätte. Er würde ihr sagen, daß sie nicht strafbar sei, da man Gedanken nicht strafen könne und da man ja nicht habe wissen können, ob ein Brand ausbreche oder nicht. Er konnte nicht wissen, daß sie die Mühle ungezählte Male angezündet hatte — in Gedanken! Und daß der Brand von ihr heraufbeschworen sei — in Gedanken. Zum Pfarrer hätte sie auch gehen können. Aber der Pfarrer, das war der Verwalter der Religion; er konnte nichts anderes tun, als ihr im Namen der Kirche vergeben, und sie wußte, daß sie zu klar sei, als daß sie dadurch befreit werden würde.

Sie ging etwas gebeugt, wie ein Mensch, der eine Last aufgeladen bekommen hat. Das blieb von dem Tage an so; die Kinder sagten zu einander, daß die Mutter doch alt werde. Sie

ehrten sie, wie man ein Kleinod ehrt und das um so mehr, je mehr die Mutter sich in einer Atmosphäre von leiser Traurigkeit bewegte, die zugleich eine Atmosphäre von unendlicher Hilfeleistung gegen alle Armen und auch gegen alle Mißglückten war. Sie trat einem Verein für



Die Müllerin saß noch eine Weile auf dem Stuhl am Bett und rührte sich nicht.

entlassene Strafgefangene bei, der den Ausgestoßenen wieder zu einem menschenwürdigen Dasein verhelfen wollte. Da gab sie Beiträge und besuchte sogar die Strafanstalt des Landes, um zu sehen, worin sie tatsächlich helfen könne. Der Sohn, der die Mühle betrieb, fand zuweilen, daß die Mutter es ein wenig weit treibe mit dem Geben. Er meinte, es sei eine Form von Altersschwäche und besann sich, ob er nicht doch irgend einen Kiegel vorschieben müsse.

Aber er brachte es dann doch nicht über's Herz, denn die Mutter hatte ja den Wohlstand des Hauses herbeigeführt durch eigene Tüchtigkeit, wenn ihr auch der Brand freilich dabei geholfen hatte. So kam der sechzigste Geburtstag der Müllerin herbei. Die Kinder wollten ihn festlich begehen, schon auch, um die Mutter zu erfreuen, die in letzter Zeit immer mehr in eine Melancholie zu geraten schien. Die auswärtigen Kinder und Enkel kamen am Vorabend an; sie traten am Geburtstagsmorgen als Ueberraschung ins Zimmer. Der Kirchenchor sang vor dem Hause, als die Frau noch in ihrem Schlafzimmer war. Nach dem Frühstück kam der Pfarrer; er trank ein Glas Wein mit den Söhnen, die Enkel kamen mit Blumensträußen und gratulierten; der älteste sagte ein Gedicht auf: „Lieb' immer Tren und Redlichkeit bis an dein kühles

Grab“, das hatte er in der Schule gelernt, und er hatte sich ausgedacht, daß es für den Geburtstag der Großmutter passe.

Die alte Frau ließ alles über sich ergehen. Sie saß in ihrem geschmückten Stuhl mit der Eisenquirlande und zitterte leise, wie die Schwiegertochter bemerkte. Es war wohl etwas viel für sie, aber das mußte nun doch ausgehalten sein. Dann hielt der Pfarrer eine kleine Ansprache. Er sagte, es sei eine seltene Sache, daß eine Witwe so in Ehren und in guten Werken alt werde, mitten unter den Kindern, die sie in Gottesfurcht erzogen habe. Aber das Beste sei, daß sie sich nicht überhebe, sondern demütig geblieben sei, bei aller Veranlassung, gut von sich zu denken. Das sei das rechte Kennzeichen einer Christin, da ja auch der Beste immer noch wisse, vollkommen gut sei er nicht.

Er hatte eigentlich einen Trinkspruch tun wollen, aber es war unvermutet eine kleine Predigt geworden, die freilich nicht Gott, sondern die Geburtstäglerin ehrte. Die Frau sah ein paar Mal aus, als ob sie den Pfarrer unterbrechen wolle, sie beherrschte sich aber, bis er geendet

Ich bin nicht zu rühmen, denn —“ da schwantte sie und wäre wohl umgefallen, wenn nicht der älteste Sohn sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

Die Feier war gestört, alle hatten den Eindruck, daß es zu viel für die Mutter gewesen sei; man nahm die Kleinen aus dem Zimmer, auch der Pfarrer ging weg. Die Kinder blieben da, es herrschte ein Schweigen; man spürte, daß da etwas sei, was nicht nur mit einer körperlichen Schwäche zusammenhinge. Aber niemand wollte anfangen zu reden. Da bat die Mutter um einen Schluck Wein. Sie trank ihn und nickte mit dem Kopfe.

Sie bat die Jhrigen aus der Stube zu gehen, bis auf den Ältesten. Als sie mit ihm allein war, sagte sie: „Das ist mein Abendmahl gewesen, denn ich spüre, daß ich sterben muß, es ist etwas in mir zerprungen, als der Pfarrer mich lobte. Ich habe eine schwere Last mit mir herumgetragen, seit vielen Jahren. Ich wollte sie auch bis zum Ende tragen, aber irgendwo hört es immer auf, daß man nicht mehr kann. Und wenn es nur eine Flaumfeder ist, die dazu kommt, irgendwo hört es auf. Er hätte es nicht tun sollen, dann hätte ich es vollends für mich behalten können. Ich muß ja selber sterben“, — da erzählte sie dem Sohne die Geschichte mit dem alten Tagelöhner und dem Mühlenbrand. Der saß bleich dabei und konnte kein Wort sagen.

Er hätte sie gerne getröstet; er hätte gerne gesagt, daß sie ja nichts getan habe, was menschlich strafbar sei, daß sie das, was sie als Unrecht empfinde, ihren Kindern, ja am meisten ihm selber zuzuliebe in ihr Leben hereingenommen habe. Aber er brachte kein Wort hervor. Er fühlte, wie eine Last sich auf ihn legte. Die mußte er nun weiter tragen. Denn der gute Stand der Mühle und sein gutes Auskommen war doch Raub, und zwar ein solcher, der nun nicht mehr zurückgegeben werden konnte. Er sah plötzlich die Mutter vor sich, wie sie in all den Jahren gesucht hatte, durch Wohlthun ihr Verschulden gut zu machen, und sah auch, daß er das nun weiter fortführen müsse. Es hatte keinen Wert, wenn er die Geschichte noch öffentlich bekannte. Es kam nichts dabei heraus als Geschwätz und ein Makel, der sich auf seine unschuldigen Kinder legte. Er



Paul Kerner.

Da schwantte sie und wäre wohl umgefallen, wenn nicht der älteste Sohn sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

hatte. Dann stand sie auf, sie hielt sich an der Armlehne des Stuhles fest und fing an zu reden, wobei sie bald errötete, bald erblasste. Sie sagte:

„Ich habe das alles angehört, und es ist mir eine schwere Strafe gewesen. Sie haben mich gerühmt, das legt mir eine Verpflichtung auf.

fühlte eine große Hochachtung vor seiner Mutter, die viel gelitten hatte, wie er nun sah. Er hätte wohl gewünscht, daß sie das Geheimnis vollends mit ins Grab hätte nehmen können, aber er sah auch ein, daß sie es nicht konnte, als der Pfarrer zu rühmen anfing. Dennoch



Gewitter zur Erntezeit

von Geo Tyroller

war sie nun unbescholten, und das lag schwer auf ihr. Es war eine sonderbare Sache mit dem Leben und mit dem Schuldigsein.

Er saß immer noch stumm da, da sagte die alte Frau: „Ich hätte es dir gerne erspart, aber vielleicht gehört es zu deinem Leben, daß du es tragen mußt. Du wirst ja selbst sehen, wie du es einrichtest, es ist deine Sache von jetzt an. Die Schuld ist nur mein, daran hast du keinen Teil. Ich muß jetzt sterben, Gott weiß, wie er mich aufnehmen wird. Wenn ich bereuen wollte, so war es immer in mir, daß ich ja nicht wisse, ob ich es ein anderes Mal anders machen würde. So bin ich vielleicht gar nicht bekehrt, denn dazu gehört, daß man wünscht,

die Tat nicht getan zu haben. Ich weiß nicht, wie es damit ist, ich weiß nur, daß gewiß nichts zu rühmen an mir ist. Gott wird mich aufnehmen müssen wie ich bin, nur das drückt mich, daß die Menschen mich rühmen werden. Versprich mir, daß du an meinem Grabe nur ein Gebet sprechen lassen wirst, ein Bußgebet. Die Leute sollen denken, was sie wollen. Ich weiß, daß ich nicht besser bin, als irgend ein Mensch, er sei wer er wolle; das ist vielleicht das einzige Gute an mir, daß ich das weiß.“

Sie sah den Sohn an, ob er es verspreche. Der konnte nur nicken, er hatte die Augen voll Wasser. Als er sie getrocknet hatte, sah er die Mutter im Stuhl zusammensinken. Sie war tot.

In zwölfter Stunde.

Aus den Straßburger Revolutionstagen. Novelle von Erica Grupe-Lörcher.



Wier Schläge in unregelmäßigen Abständen an der hinteren kleinen Gartentür des Hauses?

Euphémie Bürger sprang von ihrer Mäharbeit im Hinterzimmer des Erdgeschosses auf, im stillen wartend, ob der Geliebte käme, und dennoch erschrocken, als sie jetzt sein verabredetes Zeichen hörte. — Sie huschte über die steinerne Diele des Hauses, schob leise aber fest den Riegel vor die große Haustür und riß sich zur Verhängung des Schlüsselloches das Taschentuch mit solch eiliger Hast aus ihrem batistnen Brusttuch, daß die dreifarbigte Kokarde, die sie bei Androhung großer Bestrafung auf Befehl der jungen, einigen, unteilbaren französischen Republik auf Schritt und Tritt zu tragen hatte, vom Hahu zu Boden fiel. — In diesen Tagen entsetzlicher Unsicherheit und blutiger Willkür mußte man gewärtig sein, selbst durchs Schlüsselloch von Spähern und Spionen von der Straße aus beobachtet zu werden. Dann hob sie im Hintergrund der Diele einen, dem Mauerwerk farblich völlig gleichenden Vorhang von einer kleinen, unscheinbaren Hintertür und schob hier einen Riegel zurück. In halbgebückter Haltung schlüpfte jetzt eine Männergestalt im dunklen, weiten, fest um die Hüften gezogenen Mantel heraus. Ohne ein Wort zu verlieren, eilten beide in das Hinterzimmer, um hier die Tür hinter sich zu schließen. Als der Mann den tief in die Stirn gedrückten Hut abriß, fielen reiche dunkelblonde Haare bis zum Nacken herab. — Sie wagte nicht, zu fragen, sondern sah ihm nur angstvoll in die Augen, als er ihre beiden Hände ergriff.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen, Liebste!“

„Du willst fort? Hoffst du, durch die stark bewachten Stadttore von Straßburg zu kommen? Steht Schneider dir nach dem Leben?“

Er reckte sich auf, als müsse seine Brust einen starken Atemzug einziehen. „Mir und tausenden von andern. Und deswegen — —, deswegen“ — —. Er brach ab, als käme das Ungeheuerliche nicht



In halbgebückter Haltung schlüpfte jetzt eine Männergestalt im dunklen, weiten, fest um die Hüften gezogenen Mantel heraus.

über seine Lippen. Statt jeder Frage umklammerte sie seine Hände, als wolle sie ihn nicht lassen. Da zog er sie zu sich auf das breitausladende Ledersofa, neben dem im